

Frieden will gelernt sein

Praktische Erfahrungen mit konflikt sensitivem Journalismus.

Die Frage, wie über Krisen, Kriege und Konflikte berichtet wird, beschäftigt nicht nur die Kommunikationswissenschaft, sondern auch den Journalismus selbst. Die Auseinandersetzung mit einer konflikt sensitiven Berichterstattung betrifft dabei nicht nur Journalisten in den Krisenregionen dieser Welt, sondern auch all jene, die über diese Regionen und die dortigen Probleme berichten. *Communicatio Socialis* hat fünf Journalist_innen gebeten, hier über ihre Eindrücke und Erfahrungen als Kriegsberichterstatter, Medientrainer und Weiterbildungsteilnehmer zu berichten.



Dr. Nicola Albrecht ist
Leiterin des ZDF-
Studios Tel Aviv.

Aufgabe der Medien in Krieg und Krisen.
Von Nicola Albrecht

Kriegs- und Krisenreporter sollen sachlich informieren, alle Seiten berücksichtigen und möglichst neutral analysieren, was eine bestimmte Krise gerade ausmacht und wohin sie führen könnte. So weit so gut, doch soweit eben auch zu simpel. Denn wer versucht, die Aufgabe oder Aufgaben der Medien in Kriegs- und Krisengebieten zu definieren, muss die gegenwärtigen Rahmenbedingungen der Berichterstatter und Reporter berücksichtigen, die allgemeinen und spezifischen: Ganz allgemein betrachtet sind die Begriffe Kriegs- und Krisenreporter leider mit sehr vielen Klischees behaftet. Eine gängige Meinung in der Gesellschaft ist: „Ach, das sind ja eh alles nur Adrenalin-Junkies, die an der Front rumlaufen, ihre Fotos davon in den Sozialen Netzwerken hochladen und abends an der Hotelbar einen Whiskey trinken, um sich gegenseitig mit übertriebenen Geschichten zu überbieten.“ Für Frauen in diesem Job ist das Verständnis leider oft immer noch geringer.

Doch die meisten Kriegs- und Krisenreporter sind keine Adrenalin-Junkies, die die Gefahr suchen. Sie sind überzeugt davon, dass sie durch ihre Arbeit vor Ort ihrer Aufgabe gerecht

werden, der Welt politische Zusammenhänge zugänglich zu machen. Guter Journalismus und gute Berichterstattung erfordern grundsätzlich die Präsenz vor Ort, denn vom Schreibtisch aus der Ferne ist es kaum möglich, authentisch zu berichten und das Geschehen einzuordnen. Journalisten müssen vor Ort sein, um die Mechanismen erklären zu können, die einsetzen, wenn auf der Welt gravierende Veränderungen passieren. Mit anderen Worten: Medien können nur seriös und glaubwürdig berichten, wenn sie eigene, gut ausgebildete Journalisten in Kriegs- und Krisengebiete entsenden. Dabei geht es gar nicht um eine vermeintliche Objektivität, denn das Objektivitäts-Dogma halte ich im engen Sinne für überholt, sondern es geht um saubere journalistische Arbeit. Und es geht natürlich darum, mit allen Seiten zu sprechen und zwar vor allem im Dienste der Transparenz.

Parachute-Journalisten versus Korrespondenten

Es gibt einen gravierenden Unterschied die Rolle des Krisenreporters betreffend: In der Regel übernehmen die Berichterstattung aus Kriegs- und Krisengebieten entweder sogenannte Fallschirmspringer (*parachute journalism*), die aus der Medien-Zentrale dann losgeschickt werden, wenn sich irgendwo auf der Welt eine Krise anbahnt, oder die Korrespondenten, die in der Konfliktregion selbst leben und über einen längeren Zeitraum von dort berichten. Diese zwei unterschiedlichen Reportertypen erfordern ein jeweils anderes Zusammenspiel mit den Heimatredaktionen.

Parachute-Journalist

Ich selbst habe als Reporterin im Ad-hoc-Kriseneinsatz viele Erfahrungen sammeln dürfen – ein Beispiel: der Bürgerkrieg in Libyen. Vor dem Bürgerkrieg im Jahr 2011 bin ich nie in Libyen gewesen. Ich konnte mich nur rudimentär in den politischen und gesellschaftlichen Strukturen vor Ort aus und hatte nur wenig Zeit, mich entsprechend auf meinen Reportereinsatz vorzubereiten. Die Arbeitsbedingungen waren kompliziert: Diktator Muammar al-Gaddafi hatte damals z. B. den Mobilfunk abschalten lassen. Das erschwerte die Kommunikation, schränkte unsere Informationslage ein und verschärfte die Sicherheitslage um ein Vielfaches. Insofern war unter diesen Arbeitsbedingungen der Vorteil des „Vor-Ort-Seins“ zwar gegeben, aber der Bewegungs-Radius war klein. Also galt es, die Entwicklung innerhalb des kleinen Radius zu verfolgen und z. B. nach exklusiven Informationen zu suchen. Das konnten beispielsweise Beobach-

tungen sein, wie Waffenlieferungen aus Katar oder die militärische Ausbildung der sogenannten Rebellen durch Spezialeinheiten aus den Golfstaaten. Eine andere Möglichkeit war es, der Frage nachzugehen: Wie geht es der Zivilbevölkerung? Aus diesen Recherchen konnten Hintergrundgeschichten und Tagesreportagen entstehen. Aber sie konnten oft nicht für sich alleine stehen, und deswegen spielen in solchen Fällen die Redaktionen in der Zentrale auch eine entscheidende Rolle. Denn dort laufen weitere Informationen zusammen und deshalb muss auch dort entsprechend entschieden werden: Kann der Inhalt einer Geschichte als „pars pro toto“ überhaupt stehen? Ist die Analyse umfassend genug oder muss der Moderator oder sogar ein zweiter Beitrag oder ein Schaltgespräch ergänzende Informationen liefern? Dieses Prozedere gilt in dieser Form natürlich speziell für das Medium Fernsehen. Zudem können die Redaktionen oft auch sicherheitsrelevante Informationen geben.

Kann Frieden in einer solchen Situation, wie ich sie im Ringen um die Entmachtung Gaddafis in Libyen erlebt habe, eine Orientierung für Berichterstattung sein? Das würde voraussetzen, dass wir Journalisten wissen, was zu Frieden führen kann – ich fürchte, dass wir diese „Glaskugel-Kompetenz“ in vielen Fällen nicht haben. Und es setzt zudem voraus, dass wir mit der Berichterstattung tatsächlich maßgeblichen Einfluss auf politische Entscheidungen haben. Gewicht und Einfluss auf politische Organe hat Berichterstattung oft dann, wenn es um Menschenrechtsverletzungen oder allgemein die humanitäre Lage im Krieg geht. Darüber zu informieren ist neben der politischen Analyse eine zentrale Aufgabe der Berichterstattung vor Ort. Denn berichten Journalisten beispielsweise über einen Giftgaseinsatz, über von Lebensmittellieferungen abgeschnittene, hungernde Menschen, von Bedrohung durch Folter, Vergewaltigung und Hinrichtungen, dann kann und sollte das sehr wohl politische Entscheidungen beeinflussen.

Der Spruch „Die Wahrheit stirbt im Krieg zuerst“ hat nichts an Gültigkeit eingebüßt. Jede Kriegspartei will ihre Wahrheit an die Medien verkaufen.

Mit dieser Macht, die in der Berichterstattung liegt, gilt es entsprechend verantwortungsbewusst umzugehen. Journalistisch sauber und handwerklich korrekt zu arbeiten, ist in diesen Situationen unabdingbar. Denn immer noch hat der alte Spruch „Die Wahrheit stirbt im Krieg zuerst“ nichts an Gültigkeit eingebüßt. Jede Kriegspartei will ihre Wahrheit an die Medien verkaufen. Die Propagandaschinen rollen meist schon, bevor die Reporter angereist sind. Im Konflikt will jeder die Medien für

seine Zwecke benutzen, für seine Sicht der Dinge einspannen. Mit anderen Worten: Journalisten müssen ihre Quellen diesbezüglich überprüfen und einschätzen können. Dazu gehört im Fernsehen auch die Überprüfung von Bildern, die das eigene Kamerateam nicht selbst gedreht hat.

Der Kriegsfotograf James Nachtwey hat einmal gesagt: „Kriegsreportagen sollen nicht nur informieren, sondern auch Instinkte berühren und Politiker zum Handeln treiben.“ Doch welche Instinkte sollen sie berühren? Welche Handlungen initiieren? Journalisten orientieren sich, wie jeder Mensch, neben dem Handwerklichen an Werten. Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte sind für Journalisten, die aus demokratischen Ländern stammen, sicherlich von zentraler Bedeutung und so sollten auch speziell Kriegsreporter ein zentrales Augenmerk auf die Lage der Menschenrechte haben.

Ich halte Menschenrechte für ein universales Gut und ein universales Recht. Insofern ist es die Pflicht von Journalisten, in Kriegs- und Krisengebieten einen besonderen Fokus auf die Menschenrechtslage zu legen. Dabei gilt es einerseits, die Ziele der Kriegsparteien zu hinterfragen, aber andererseits auch die Methoden, die im Krieg angewandt werden.

Korrespondent

Als Nahost-Korrespondentin berichte ich über einen Dauerkonflikt, deshalb gelten ganz andere Rahmenbedingungen als für Springer im Kriseneinsatz. Ich lebe selbst im Konfliktgebiet, habe Zeit Kontakte aufzubauen und eine entsprechende Expertise zu entwickeln.

Die Nahostberichterstattung bringt allerdings für Journalisten häufig eine Besonderheit mit sich, die zwar auch für andere Konfliktgebiete gilt, aber hier besonders ausgeprägt ist: Den Vorwurf der einseitigen Berichterstattung. Dieser weit verbreitete Vorwurf dürfte so alt sein wie der Konflikt selbst und das hat mit den unterschiedlichsten Faktoren zu tun. Der israelisch-palästinensische Konflikt ist ein extrem emotional aufgeladener Konflikt, zu dem fast jeder eine Meinung hat, auch wenn er eigentlich nichts darüber weiß. Und das führt dazu, dass viele Rezipienten der Berichterstattung mit ihrer Brille und ihrer Sicht der Dinge die Beiträge lesen oder anschauen. Sie sehen selbst dort schwarz-weiß, wo Journalisten versuchen, die verschiedenen Grau-Schattierungen zu benennen. Dieser Konflikt

Es ist die Pflicht von Journalisten, in Kriegs- und Krisengebieten einen besonderen Fokus auf die Menschenrechtslage zu legen.

ist komplex und vielschichtig. Es gibt Schuld und Unschuld auf beiden Seiten, genauso wie Recht und Unrecht und das ist sicher auch nicht immer einfach in Nachrichtenformaten darzustellen. Hinzu kommt, dass bei der Fernsehberichterstattung die Bilder – das liegt in der Natur des Mediums – dominieren.

Schwierigkeiten und Grenzen der Berichterstattung

Beispiel Gaza-Krieg 2014: Jeder Gaza-Krieg ist ein asymmetrischer Krieg. Die Hamas feuert Raketen, Israels Abwehrsystem fängt sie ab, Israel fliegt im Gegenzug Luftangriffe. Eine sorgfältige Berichterstattung erfordert in diesem Zusammenhang einen Bericht über die Situation in Israel und die israelische Perspektive, einen Beitrag aus Gaza und im besten Fall noch ein Schaltgespräch mit dem Korrespondenten, der die Lage einordnet.

Doch selbst eine solch umfängliche Berichterstattung hatte zur Folge, so haben es Untersuchungen gezeigt, dass bei vielen Zuschauern folgende Fakten und Bilder im Gedächtnis geblieben sind: die höhere Zahl der toten Palästinenser, die zerbombten Gebäude in Gaza. Und nicht der Raketenalarm in Tel Aviv oder die Einordnung, dass die radikalislamische Hamas ihre Bürger auch als menschliche Schutzschilder missbraucht. Eine noch so um Differenzierung und Einordnung bemühte Berichterstattung wird also selten erreichen, dass Zuschauer, die zu einer Seite neigen, plötzlich offen dafür sind. Ebenso wenig wird sie gegen die Dominanz mancher Bilder ankommen. Und dennoch ist genau das unsere Aufgabe: Ein differenziertes Bild liefern.

Kann Frieden ein Leitgedanke in der Berichterstattung sein?

Jeder, der sich journalistisch mit dem Nahen Osten beschäftigt, stellt sich automatisch die Frage: Was bedeutet dieser politische Schritt oder jene Entwicklung für den Friedensprozess? Zudem stellt sich so manches Mal die Frage: Hilft in diesem Konflikt die Berichterstattung in irgendeiner Form dabei, die politischen Akteure vor Ort zum Einlenken oder zur Diskussionsbereitschaft zu bringen? – Nein. Allerdings gibt es Studien dazu, dass die Berichterstattung speziell über den Gaza-Krieg 2014 grundsätzlich negative Auswirkungen auf das Image Israels in Deutschland und Europa hatte. Das blieb zwar auf politischer Ebene vordergründig folgenlos, aber in der Wahrnehmung trübte es das deutsch-israelische Verhältnis.

Wenn ich heute gefragt werde „Sind Sie eigentlich pro Israel oder pro Palästina, wenn Sie über den Konflikt berichten?“,

dann lautet meine Antwort (neben den offenbar notwendigen Erläuterungen, dass ich mich als Journalist nicht auf eine Seite stelle) gerne: „Ich bin pro Mensch“. „Pro Mensch“ zu sein heißt nicht, sich in der Analyse eines Konflikts hinter einem schwammigen Konzept zu verstecken, um sich der Stellungnahme und Einordnung zu entziehen und sich entsprechend unangreifbar zu machen. „Pro Mensch“ zu sein steht mit meinen Grundsätzen des Journalismus in Einklang und das

zwingt mich als Journalistin dazu, meine Beobachtungen und meine Meinung über einen Konflikt stetig zu überprüfen, denn selbst der unlösbar scheinende Nahostkonflikt stagniert nie wirklich. Ständig laufen Prozesse

ab, die den Status Quo verändern, und das gilt es mit offenem Blick zu beschreiben und zu analysieren. Den Friedensgedanken dabei nicht aus den Augen zu verlieren, ist sicherlich nützlich und gut.

Über Hindernisse für eine friedliche Lösung zu berichten, und zwar auf beiden Seiten, gehört zur Pflicht. Das können im Konflikt zwischen Palästinensern und Israelis die Waffen der Hamas auf der einen, der jüdische Siedlungsbau auf der anderen Seite sein. Zudem halte ich es für wichtig, eigene Narrative zu überdenken und kritisch in Frage zu stellen.

Phrasen dreschen, wie „die Spirale der Gewalt hat wieder zugeschlagen“, ist sicher nicht sehr hilfreich, wenn Berichterstattung wahrgenommen und ernst genommen werden will. Eine sinnvolle Ergänzung zu den „problemorientierten“ Berichten ist die regelmäßige Darstellung von positiven Beispielen, natürlich unter der Prämisse der quantitativen Ausgewogenheit. Schönfärberei ist ebenso unjournalistisch wie die Übertreibung im negativen Sinne. Und, um noch einmal an das Nachtwey-Zitat zu erinnern: Den Fokus auf etwas zu lenken, das deeskalierende Wirkung haben kann, heißt auch Instinkte zu berühren.

Über Hindernisse für eine friedliche Lösung zu berichten, und zwar auf beiden Seiten – der israelischen und palästinesischen –, gehört zur Pflicht.

Schubladendenken aufbrechen – Propaganda entlarven

Gerade in Dauerkonflikten ist es für Journalisten häufig schwer, auf überraschende, direkte und unverblümte Art Propaganda zu entlarven. Oft läuft man dabei Gefahr, als zu belehrend oder akademisch wahrgenommen zu werden. Das Format der Reportage kann besonders hilfreich sein, wenn es darum geht, Propaganda-Mechanismen zu entlarven, da die beobachtende, begleitende Kamera auf natürliche Weise sich entwickelnde Situationen festhält. Ein Beispiel: Als ich mit dem jüdischen

Schriftsteller Nir Baram durch die Westbank gefahren bin, um ihn für ein Kulturmagazin zu porträtieren, begegnete uns ein palästinensischer Junge auf einem Esel. Er lebte in einem kleinen Dorf gegenüber einer jüdischen Siedlung. Nir sprach ein paar Worte auf Arabisch mit ihm und nach ein paar Sätzen fragte der Junge plötzlich mit entsetztem Gesicht: „Bist du Jude?“ Nir antwortete: „Ja, das bin ich.“ Der Junge erwiderte: „Das kann nicht sein, du bist doch nett.“

Ich kann als Journalist durchaus „pro Frieden“ sein, denn das heißt „pro Mensch“ zu sein, ohne zwangsläufig Partei zu ergreifen.

Der Junge antwortete seiner Erfahrung entsprechend: Er kannte Juden bzw. Israelis ausschließlich als Siedler oder Soldaten. Sein Umfeld und die gängige palästinensische Propaganda hat zudem verstärkend zu einer eindimensionalen Wahrnehmung der Konfliktparteien beigetragen: Viele Palästinenser reduzieren Israelis auf die Rolle des Siedlers, Besetzers oder Soldaten. Hass lässt sich leichter schüren und manifestiert sich, wenn der Feind nicht als Mensch wahrgenommen wird. Umgekehrt nehmen viele Israelis die Palästinenser als Terroristen, oder zumindest als potentielle Terroristen wahr.

Bin ich als Journalist nun schon Aktivist, wenn ich darauf hinweise, dass die Begegnung auf rein menschlicher Ebene vielleicht wünschenswert wäre? Ich finde nicht. Ich glaube als Mensch und als Journalist an die Werte der Demokratie, an Rechtsstaatlichkeit, soziale Sicherheit und Gerechtigkeit. Die Rolle des Journalismus ist in dem liberalen Verständnis angelegt, dass die Medien neben der Legislative, Exekutive und Judikative als „vierte Gewalt“ in einem Staatswesen betrachtet werden. Das bedeutet, ich kann als Journalist durchaus „pro Frieden“ sein, denn das heißt „pro Mensch“ zu sein, ohne zwangsläufig Partei zu ergreifen. Das bedeutet nicht, dass ich mich als Journalistin in erster Linie in der Rolle der Friedensstifterin sehe, sondern vielmehr als Beobachterin von Zuständen, als Fürsprecherin der Wahrung der Menschenrechte, als Begleiterin von politischen und manchmal auch militärischen Prozessen, mit dem Friedensgedanken im Hinterkopf, denn alles andere wäre nicht Journalismus, sondern Propaganda.